

Friedrich Rintelen : 1881-1926

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Kunst und Kunstpflege in der Schweiz = Annuaire des Beaux-arts en Suisse**

Band (Jahr): **4 (1925-1927)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FRIEDRICH RINTELEN †

1881—1926.

In Friedrich Rintelen ist der Stadt Basel ein Mann durch den Tod entrissen worden, dem am Gedeihen ihres geistigen Lebens und dessen Einrichtungen von ganzem Herzen gelegen war. Der allzufrühe Tod erschüttert durch seine Tragik. Noch war kein Jahr vergangen seit seiner Ernennung zum Konservator der Öffentlichen Kunstsammlung und schon sollte seiner mit so viel Hoffnungen begonnenen neuen Tätigkeit für immer ein Ziel gesetzt sein. Die ihm näher standen, kannten sein Feuer für jene Aufgaben, die das Basler Museum vor allem auch in seinem Neubau zu lösen gab. Er stand an dem Punkte, wo er sich dieser schönen und grossen Aufgabe des Museums hingeben konnte, zu der er in jahrelanger Kommissionsarbeit in ein vertrautes Verhältnis gekommen war. Wie sprach er selbst kurz vor seiner Wahl von dem Glück, das allein die „Tat“ bereite. Sein Feuer wollte sich verdoppeln, da er zu spüren meinte, dass zu leben ihm nur noch wenige Jahre vergönnt sei. Seine Inbrunst, noch zu verwirklichen, was möglich war, trieb seinen totkranken Körper zur Hergabe der letzten Kräfte an, und so sollte es ein vergebliches Wettlaufen mit dem Tode bleiben. — Dieser zu kurzen unmittelbaren Tätigkeit am Museum wegen wird seiner hier besonders gedacht. Aber so wie es das Schicksal nun einmal gefügt hat, wird die Erinnerung an ihn in erster Linie mit seiner Tätigkeit als Lehrer und Verkünder der Schönheiten verknüpft bleiben; mit Vorliebe wird man vor allem immer wieder diese einzige Schönheit seines Wirkens sich vor Augen führen. So erging es uns, als wir uns anschickten, des mit seltenen Gaben des Herzens und Verstandes ausgerüsteten Mannes hier zu gedenken.

Friedrich Rintelen, von westfälischer Abstammung, wurde am 20. Februar 1881 als das sechste Kind des späteren Präsidenten des preussischen Ober-Landes-Kulturgerichtes, Friedrich Rintelen, zu Berlin geboren. Von zu Hause zum Geistlichen bestimmt, besuchte er nach Absolvierung der Maturität 1899 das Priesterseminar zu Paderborn, wo er sich ein Jahr lang in das Studium der Theologie versenkte. Aber den Jüngling mit nicht nur dem Wahren, sondern auch all dem Schönen der Welt geöffnetem Herzen zog es weiter und er besuchte die Universität München, wo er sich philosophischen und geschichtlichen Studien hingab. Auf Grund der Dissertation über „Leibnizens Beziehungen zur Scholastik“ erwarb er sich 1902 mit der höchsten Auszeichnung den Doktorgrad. In jugendlicher Frische zeigt diese Studie schon einige seiner wesentlichen Züge: man erfreut sich an der Art, wie er ohne Umschweife über die vorgelegte schwierige Aufgabe Klarheit schafft und sie mit Souveränität gliedert, und man erfreut sich auch an der schönen und selbstverständlichen Abfolge und Entwicklung der Gedanken. Man ahnt die Ausmasse dieses Historikers, wenn er Menschen, Dinge und Verhältnisse aus dem Innern, aus dem Wesen heraus zu erklären bemüht ist. Dieses unablässige Wenden und Durchdenken der Materie, wo er in diesem Falle „kein Wort des Philosophen unbeachtet lässt, aber doch auch keins für sich allein nimmt, sondern jedesmal

von neuem das einzelne in die Gesamtheit einordnet“, um die Stellung Leibnizens zur Scholastik zu ergründen, zeigt den jungen Gelehrten mit einem Programm und einer Methode ans Werk gehen, die die grösste Achtung einflössen. „Der Spürsinn leistet nichts, die ruhige Betrachtung alles“, schreibt er in dieser Studie, und wir sehen jene Kräfte an der Arbeit im sorgsamem Abwägen und klaren Formulieren der Gedanken, die es ihm später ermöglichten, über die Kunst Giotto's so viel Schönes und Dauerndes zu sagen.

Noch hatte Friedrich Rintelen seine Sehnsucht nicht gestillt; ein neues Feld für seinen rastlos tätigen Geist tat sich auf, das der Kunstgeschichte. Seine Zuneigung für Italien, schon längst genährt durch eine grosse Liebe zu Dante, erhielt durch Thodes Giotto-Monographie neue und entscheidende Impulse. Sie erregte sein besonderes Interesse und seine Kritik und hatte zur Folge, dass Friedrich Rintelen mit wahren Eifer sich dem Studium der italienischen Kunst hingab. Sein heisser Wunsch, das gelobte Land zu sehen, sollte auch bald in Erfüllung gehen. Im Jahre 1904 betrat er zum ersten Male den heiligen Boden Italiens. Welches Glück ihn zu jener Zeit durchströmt und welches gesteigertes Lebensgefühl ihn erfüllt hat, geben jene Worte wieder, die er sich damals vorne in seinen „Dante“ schrieb: „Tanto voler sopra voler mi venne“. Es spricht aus ihnen der Jubel und das Glück, sich gefunden zu haben, zugleich mit dem leidenschaftlichen Arbeits- und Gestaltungsdrang, der ihn erfasste. Unter dem Reichtum an Erlebnissen und Erkenntnissen kam er über ihn gleich einem heiligen Feuer, und manche Einsicht und manches Schöne in seinem „Giotto“ hat damals in unmittelbarem Umgang mit den Fresken der Arena-Kapelle in Padua schon Gestalt gefunden. Dann wandte er sich nach Florenz, wo der damalige Leiter des kunsthistorischen Institutes, Prof. Heinrich Brockhaus, an dem jungen Gelehrten wahren Gefallen fand. Und so kam es, dass, als Friedrich Rintelen bereits wieder nach Deutschland zurückgekehrt war und einer ungewissen Zukunft sich gegenüber sah, der unerwartete Ruf an ihn gelangte, als Assistent des kunsthistorischen Institutes von Florenz dem erkrankten Kunsthistoriker Gustav Ludwig in Venedig beim Fertigstellen seiner Arbeiten zu helfen. Er musste die Arbeit bald selbständig beenden, da Ludwig starb. Nach vollendeter Arbeit in Venedig kam er dann nach Florenz an das kunsthistorische Institut selbst. Eine glückliche Zeit brach damit für ihn an. In stetem Umgang mit der reichen Denkmälerwelt Toskanas, inmitten der schönen Landschaft und eines erfrischenden Volkes entfaltete und nährte er seine Kräfte. Hier war es, wo sein Geist mit der ihm eigenen Sinnenfrische jenes Licht und die Offenbarungen einsog, um sie später mit Begeisterung hineinzutragen und auszustrahlen auf seine für das Schöne und Wahre in der Kunst empfänglichen Mitmenschen. Nach Ablauf von zwei Jahren kehrte er dann nach Deutschland zurück, wo er für einige Zeit am Museum in Posen tätig war. Im Jahre 1909 habilitierte er sich als Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Berlin mit jener Arbeit über die Giotto-Apokryphen, die er nachher als zweiten Teil seinem Giotto-Buch beigab. Es folgten nun Jahre angestrengtester Arbeit, indem er Vorlesungen über italienische, niederländische und deutsche Kunst hielt und daneben an der Vollendung seines Giotto-Buches arbeitete, das im Jahre 1911 unter dem Titel „Giotto und die Giotto-Apokryphen“ herauskam.

Selten sind jene Gelehrten, die nicht nur im engeren Sinne der wissenschaftlichen Forschung dienen, sondern auch „ergriffen von der Macht, die der künstlerischen Form über das Gemüt der Menschen verliehen ist“, den wahren Werten in der Kunst nachspüren und ihrer Zeit wiederum eine Ahnung geben von der Bedeutung der Kunst im geistigen Leben der Menschheit als eine ihrer tiefsten und schönsten Angelegenheiten. Diesem lebendigen Verhältnis zur bildenden Kunst und einem leidenschaftlichen Bemühen um die Erkenntnis ihrer wahren Werte verdankt das Giottobuch seine Entstehung und seine nachhaltige Wirkung. Wie Friedrich Rintelen in Giotto einen Führer sah, dem er so manche Einsicht verdankte, zeigt denn auch sein „Wunsch aus dem Herzen, dass die grossen Eigenschaften dieser Kunst nicht so bald aufhören möchten, an einigen wenigstens ihre Wirksamkeit zu erweisen“. Es war ein persönliches Erlebnis, das in diesem Buch seine künstlerische Form gefunden hatte und dessen tiefgehende Wirkung in der mit Klarheit und Wärme vorgetragenen Weise vernehmlich nachklingt. Man wird nicht finden, dass die drei verschiedenen Abschnitte, in die das Buch zerfällt, etwa ungleich in der Konzeption oder weniger interessant seien; aber über dem ersten, das den Arenazyklus zum Gegenstand seiner Untersuchung hat, liegt doch etwas besonderes: es ist die schöne Ursprünglichkeit, wie sie den Fresken selbst eigen ist. Vom schönsten ist die prächtige Folge von Bildanalysen, durch die er den Leser zum Nacherleben der Kräfte führte, die in Giotto tätig waren. Auf Grund der so gewonnenen Einsichten in Giottos Kunst gelangte er im zweiten Abschnitt zur Darstellung des vollendeten Stils im Freskenzyklus in Santa Croce in Florenz. Der dritte Abschnitt gilt den Giotto-Apokryphen, in denen die Untersuchungen über die Fresken in Assisi den breitesten Raum einnehmen. Sie behandeln eines der interessantesten und schwierigsten Kapitel aus der Geschichte der italienischen Kunst des Trecento, und Rintelens überzeugende Ausführungen haben endlich dazu beigetragen, jener Ungewissheit, die auf den Forschern schon lange lastete, ein Ende zu machen. Das Buch wurde bei seinem Erscheinen als ein Ereignis betrachtet und als eine „dauernde Bereicherung der kunstgeschichtlichen Literatur“ gewürdigt. Man fand, dass erst durch diese Untersuchungen eine der zentralsten Komponenten der neueren Kunst bedeutsam dargelegt worden sei. Man war überrascht durch die Untersuchungsart und Beweisführung, die, fast könnte man sagen, im wesentlichen „einer Übertragung der Morellischen Methode auf die innere Konzeption der Kunstwerke“ gleichkommt.

In Anerkennung dieses Werkes verlieh ihm die preussische Regierung den Titel eines Professors und entsandte ihn zu weiteren kunstgeschichtlichen Studien nach Rom an ihr Institut. Es sind wohl die glücklichsten Jahre seines Lebens gewesen, die er damals in Rom verbracht hat, verschönt durch ein aufblühendes glückliches Familienleben. Hinter ihm lag die grosse Arbeit am „Giotto“, er war auf dem rechten Wege und fühlte die jugendliche Kräfte in sich schwellen zu neuen Taten. Jenes Glück und der Segen der südlichen Sonne ist denn auch immer wieder in seinen Kollegien hervorgebrochen, als längst die Gesetze der Welt andere Wege genommen hatten und die Menschheit in dunkle Finsternisse geführt worden war. Ja wir spüren, dass jene glückliche Zeit mit ihrem täglichen Gewinn an Einblicken in das wundersame Leben, welches der geschichtliche Verlauf der

Kunst zeigt, jenen Glauben an das zu Höherem berufene Menschengeschlecht genährt hat, der in den schicksalsschweren Zeiten des Krieges, als er bei uns lehrte, zu reichem Segen für uns wurde. Er hat damals tief gelitten und sich immer wieder ermannt, auch von den täglichen Sorgen, und seinen Mitmenschen Licht und Freude gespendet und ihre Blicke hingelenkt auf das Schöne und Gute in der Welt. Wir ahnen, welcher Segen im Wirken eines solchen Mannes liegt, der in so schweren Zeiten die moralische Stärke besass, die Freiheit, Elastizität und Heiterkeit des Geistes zu bewahren, die, wie er in seinem Cézanne-Vortrag sagte, „seine ureigenste Pflicht ist“. Wir sind ein wenig vorausgeeilt und haben von jener Zeit zu sprechen angefangen, die für Friedrich Rintelen manches Glück, aber auch Bitteres bringen sollte. Es war eine eigentümliche Fügung des Schicksals, dass Friedrich Rintelen nach Basel und nicht nach Deutschland kommen sollte, an dessen geistigem Leben er immer regsten Anteil genommen hatte. Sein sehnlichster Wunsch war immer gewesen, sich in seinem Vaterland endlich betätigen zu können und sich nützlich zu machen. Da, als Basel im Jahre 1914 ihn bereits als ordentlichen Professor der Kunstgeschichte an seinen durch den Weggang von Professor Ernst Heidrich verwaisten Lehrstuhl berufen hatte, wollte sich gleichzeitig in Frankfurt die Türe öffnen. Es hat ihn damals schmerzlich berührt, dass der erste Ruf an ihn nicht aus Deutschland kam. Er ist mit einigen Zweifeln in unsere Stadt gezogen. Basel sollte aber für Friedrich Rintelen nicht eine Durchgangsstation sein, sondern in seinem Leben eine entscheidende Rolle spielen. Im Laufe der Zeit hat er sich hier immer heimischer gefühlt. Lebendigen und dankbaren Ausdruck gab er seinen Gefühlen anlässlich seines Cézanne-Vortrages im Jahre 1915. Er fand auch hier eine Aufgabe in seiner Lehr- und Vortrags-tätigkeit, der er mit vollem Einsatz gedient hat mit dem Bewusstsein, durch eine der augenblicklich verwirrendsten Perioden der Weltgeschichte das Gute und Bleibende der alten europäischen Kultur in eine neue Zeit retten zu helfen. Der weitere Verlauf der Dinge in der Welt, vor allem aber in Deutschland, haben ihn tief bewegt und, da er ohnmächtig war zu helfen, ihn gemartert. Er hat sich in seiner seelischen Not gelegentlich auszusprechen gesucht, aber seine Stimme verhallte. Die Liebe aber zu Basel, zu seinen Denkmälern der Kunst, seinen bedeutenden Gelehrten, wie auch zu dessen demokratischem Staatswesen nahm von da an überhand, und so ist er im Jahre 1923 einer der Unsrigen geworden.

Man hat nach seinem Tode allgemein bedauert, dass er sich in seinen Kollegien und Vorträgen konsumiert hat und verschwindend wenig schriftlich Fixiertes hinterlassen konnte. Vielleicht haben die einiges Recht, die ihn der mangelnden Ökonomie beschuldigen; aber es gehört zu der Grösse dieses einzigartigen, genialen Menschen, dass er sich ohne Einschränkung seinem Lehramt hingegeben hat und seine Zuhörer ohne Bedenken an seinem unerschöpflichen Reichtum an Gedanken teilhaftig werden liess. Er hat gelehrt wie ein Lehrer der Antike. Sein freier, oft leidenschaftlicher Vortrag hat immer seine grosse Zahl von Zuhörern in den Bann gezogen. Man spürte, hinter allem stand ein fühlender Mensch. Sei es, dass er den historischen Verlauf einer Erscheinung darlegte, oder sich einem einzelnen Kunstwerk hingab, immer war man getroffen von der Schönheit und Weite seines Geistes. Seine grosse Einfühlungsgabe, sein Miterleben liess ihn Ein-

blicke in das geschichtliche Leben tun, die den Zuhörer unmittelbar ergriffen. Seine Einstellung zur Kunst war eine universelle. Eine besondere Liebe hatte er aber immer für die Kunst der Italiener und der Franzosen; dort in der Kunst des Quattro- und Cinquecento der Italiener und im 19. Jahrhundert der Franzosen hatte er auch seine Wurzeln verankert. Aber noch in einer anderen Hinsicht nahm er den Rahmen, in dem die Kunstgeschichte stand, weit. Es war die Einsicht in menschliche Dinge, die ihn bewegten, und deren reiche Anregung die Beschäftigung mit der Kunstgeschichte gewähren konnte. Er sah sie an „einem wunderbaren Kreuzungspunkt“ gelegen. „Die Reiche der Natur und der Geschichte, des Schönen und des Sittlichen kann man dort besonders gut in ihrer Macht wahrnehmen. Die Liebe zum Kunstwerk als einer Schöpfung aus der Fülle der menschlichen Natur soll sie nähren, und zugleich soll sie die Geschichte des menschlichen Geistes mit lehren helfen“, diese Gedanken schrieb er einst einem über den Zweck kunstgeschichtlichen Studiums unsicher gewordenen Freunde. Was ihm in seiner Wissenschaft als das wesentliche und als dasjenige erschien, „was aus ihr hinüberleiten, hinüberleuchten könnte auf das Gebiet allgemeiner Menschlichkeit“, dem ist er besonders gern nachgegangen.

So wurde er als Lehrer in der Stadt Jakob Burckhardts ein glücklicher Weiterführer ihrer Traditionen. Neben der gewissenhaften Übermittlung gelehrter Kenntnisse war es ihm beschieden, den Sinn für das künstlerische und geschichtliche Verständnis in einem besonderen Masse zu wecken, nicht nur zum Segen einer speziellen Kunsthistorikergeneration, sondern auch für viele andere, jüngere und ältere, die um das Lebendige in seiner Wissenschaft willen sich in seine Kollegien begaben. Jene aber, die als engere Schüler seine Übungen besuchten, konnten erfahren, welcher Art die Werkstatt dieses Gelehrten war. Mit welcher Intensität das gegebene Objekt der Betrachtung unterzogen wurde, um hinter das Wesen der Erscheinung zu kommen, hat jedem einen tiefen Eindruck hinterlassen. Seine innere Teilnahme aber bleibt ebenso unvergessen, mit der er denen, die um Klarheit rangen, zu helfen suchte.

Nach dem Rücktritt von Prof. H. A. Schmid als Konservator der Öffentlichen Kunstsammlung wurde im Frühsommer 1925 Friedrich Rintelen sein Nachfolger. Gross war das Bedauern, dass dieser Gelehrte, dessen ganze Begabung und Fähigkeiten ihn zu einem Lehrer und Führer von Gottes Gnaden machten, seine Lehrtätigkeit, wenn auch nicht ganz, aufgab. Das tiefe Pflichtgefühl aber gegenüber den dringenden Angelegenheiten des Museums, zu deren Lösung er als jahrelanges Kommissionsmitglied so oft entscheidend hingewirkt hatte, trieb ihn zur Übernahme dieses Amtes.

Mit freudiger Zuversicht hat er das Ruder ergriffen. Er erhoffte auch von der neuen Tätigkeit für seine Gesundheit einige Erleichterung. Aber nachdem er kaum einen Monat in seinem neuen Amt tätig war, lag er auf den Tod krank. Ein Nierenleiden war ausgebrochen und hatte bereits in einem Masse Fortschritte gemacht, dass ärztliche Kunst schon hilflos war und nur die Hoffnung blieb, dass verborgene natürliche Heilkräfte in ihm selbst sich regen möchten. Es trat auch eine Besserung ein, aber nach Neujahr schon musste er wieder aussetzen. Während eines dreimonatlichen Urlaubs im Frühjahr 1926 hoffte er, seine Kräfte

wieder zu sammeln. Er zog voll Hoffnung nach Sizilien; aber er sollte nicht mehr zurückkehren. Am 4. Mai starb er zu Catania, wo er auch beigesetzt wurde.

So sind die Hoffnungen auf diesen neuen Leiter der Öffentlichen Kunstsammlung jählings vernichtet worden. Nur wenig hat er für die Sammlung noch tun können. Seinen Bemühungen verdanken wir ausser einigen Bildern hiesiger Künstler und eines Stillebens von Purrmann die Erwerbung eines prächtigen „Asterbouquets“ von Courbet, das eine wahre Bereicherung für unsere Sammlung bedeutet. Es sollte ein Anfang sein, dem mit der Zeit das eine oder andere Werk aus der klassischen Zeit französischer Malerei des 19. Jahrhunderts noch hätte folgen sollen, um eine Lücke in unserer Sammlung auszufüllen. Die Fragen des Museumsneubaues haben ihn in Sizilien noch lebhaft beschäftigt, aber es war ihm nicht mehr vergönnt, das Bauprogramm in seinen Grundzügen festzulegen. Einer der feinsten Beurteiler dieser künstlerischen Fragen ist nun mit ihm leider auch dahingegangen. In die Trauer über seinen vorzeitigen Tod aber mischt sich auch das frohe Bewusstsein, dass ein reicher Segen auf seinem

Leben lag. Er wird in Basel, dem er sein Bestes gab,
nicht vergessen werden. A. G.